

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst

Höcker, Gustav

Glogau, [1899]

V. Hell und dunkel

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

Hell und dunkel.

Der Appetit kommt mit dem Essen, sagt ein altes Sprichwort und kennzeichnet damit die wachsende Begehrlichkeit des Genießenden. Die Mannheimer durften mit der musterhaften Leitung ihres Theaters und mit dem vorzüglichen Künstlerpersonal zufrieden sein; aber ihre Ansprüche steigerten sich mehr und mehr. In der dramatischen Litteratur Deutschlands war eine Gattung von Schauspielen aufgetaucht, welche der vaterländischen Geschichte entstammten und einen großen scenischen Aufwand an Dekorationen und Kostümen erforderten. Um die Teilnahme des Publikums wach zu erhalten, mußten diese kostspieligen Stücke auch in Mannheim aufgeführt werden. Die Theaterchriftsteller begnügten sich nicht mehr mit den mageren Honoraren, die ihnen die Buchhändler zahlten, sondern die Bühnen mußten von ihnen erst das Aufführungsrecht neuer Stücke erkaufen, ehe die letzteren in Druck erschienen. Seit Mozarts Singspiel „Die Entführung aus dem Serail“ erschienen war, wandte sich der Geschmack des Publikums vom Schauspiel ab und bevorzugte die Oper, die in Mannheim seit dem Bestehen des Nationaltheaters nur Nebensache gewesen war. Man wollte jetzt die Schöpfungen der berühmtesten Opernkomponisten Deutschlands, Frankreichs und Italiens auf der Bühne sehen. Dazu waren nicht nur Sänger und Sängerinnen erforderlich, die Meister ihrer Kunst sein mußten, sondern auch ein großes Chor- und Orchesterpersonal gehörte dazu, und der scenische Aufwand war noch kostspieliger als im Schauspiel.

Unter solchen Umständen wurde es für Dalberg immer schwieriger, mit den ihm zur Verfügung stehenden knappen Geldmitteln auszukommen. Auf höhere Anordnung wurde ihm bedeutet, er solle sich durch Ersparnisse aller Art zu helfen suchen.

Da sollten die Schauspieler in der Oper als Choristen und Statisten verwendet werden und die Sänger im Schauspiel die gleichen Dienste leisten; da sollte an der Theaterbeleuchtung abgebrochen werden, weil der Klempner, welcher für dieselbe neun Gulden fünf und vierzig Kreuzer pro Vorstellung erhielt, viel zu hoch bezahlt sei. Mit solchen und ähnlichen Vorschlägen wurde Dalberg von München aus förmlich bombardiert, und da bei dem Sparsystem, welches von Anfang an gehandhabt worden war, und bei den gleichwohl immer höher steigenden Ansprüchen der Theaterbesucher weitere Einschränkungen ein Ding der Unmöglichkeit waren, so fand sich Dalberg wiederholt bewogen, seine Entlassung einzureichen, von der aber der Kurfürst nichts wissen wollte. . . .

Während des Sommers 1785 wurden zuweilen auch Vorstellungen im Hoftheater zu Schwetzingen gegeben, früher die Lieblingsresidenz der pfälzischen Kurfürsten und kaum drei Stunden von Mannheim entfernt. Von dort sowie aus dem noch näheren Heidelberg und aus Speyer fanden sich an solchen Tagen viele Besucher ein. Die zahlreiche, heiter gestimmte Menge verbreitete sich durch den ganzen herrlichen Schloßpark, wandelte durch die Alleen und Laubengänge und gruppierte sich in den Tempeln, Moscheen und kleinen Gärten, um die mitgebrachten Speisevorräte zu verzehren; denn die Gasthöfe Schwetzingens reichten bei weitem nicht aus, alle diese Fremden zu beherbergen und ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Abends nach der Vorstellung ergoß sich aus dem im Schloßpark selbst gelegenen Schauspielhause der bunte Strom der Gäste abermals über jene, im Wettstreit von Kunst und Natur geschaffenen Anlagen; bald hier, bald dort schimmerten Lichter durch das dunkle Dickicht; die einzelnen Gesellschaften suchten und riefen sich; Gläser klangen, Chorgesänge ertönten, der fröhliche Lärm ward immer lauter. Währenddem saßen in Schwetzingen selbst die Bewohner mit den ihnen befreundeten Gästen in geselliger

Unterhaltung vor den Thüren, und aus jedem Gasthose erscholl Musik und das Toben der Tanzenden.

Erst um Mitternacht wurde der Heimweg angetreten. Auf der Straße nach Mannheim rollte ein Wagen hinter dem andern; die Reiter galoppierten hin und her, um sich mit den Zusassen bald dieses, bald jenes Wagens zu unterhalten, und legten den Weg doppelt und dreifach zurück; die Fußgänger sangen heitere Lieder. Die allgemeine, vom Weinmuth oft noch erhöhte Fröhlichkeit riß alles in ihren Taumel, und Jffland mit seinen Freunden Beck und Weil schlossen sich davon nicht aus.

Im nächsten Frühjahr bezogen die drei Unzertrennlichen in einem ehemaligen kurfürstlichen Jagdhause zu Käjerthal eine Sommerwohnung. Das freundliche, nur ein Stündchen von Mannheim entfernte Dorf bot die Aussicht auf die Bergstraße und auf die Neckarberge. In der Nähe befindet sich ein von Alleen durchschnittener Wald, und hier begann nun wieder ein ähnliches Leben wie im Siebeleber Gehölz bei Gotha. Im Walde wurde gefrüstückt, dann zerstreute man sich in die Alleen, um zu lesen oder neue Rollen zu studieren, und um die Mittagsstunde traf man wieder zusammen, um nach dem Dorfe zurückzukehren und das gemeinschaftliche Mittagsmahl einzunehmen. Nachmittags arbeitete jeder auf seinem Zimmer; in der Abendkühle ging es wieder in den Wald, wo ein großer Brunnen den Lieblingsplatz bildete. Bald loderte ein Feuer empor, das Abendessen wurde bereitet, und unter den traulichsten Gesprächen kam die Mitternacht heran, die zur Heimkehr mahnte.

Um das Theater stand es damals gerade recht mißlich. Es fehlte an guten neuen Stücken; das Publikum war insofgedessen teilnahmslos geworden, und viele der Schauspieler zeigten nicht übel Lust, den Wanderstab zu ergreifen und ihr Heil anderwärts zu versuchen. Auch Beck und Weil erklärten eines Abends, das Glas in der Hand, daß sie entschlossen seien, der Mannheimer

Bühne Valet zu sagen. Iffland war hierüber sehr bekümmert. Er wollte weder die beiden Freunde, noch einen andern Kunstgenossen scheiden sehen, sei es auch der mittelmäßigste. Das Zusammenspiel war ein so abgerundetes und lebensvolles, daß selbst die kleinste Lücke schwer wieder auszufüllen gewesen wäre. Er suchte beide von ihrem Entschlusse abzubringen, die Freundschaft unterstützte seine Vernunftgründe, und von einer Trennung war nicht mehr die Rede.

Freilich machte sich das Bedenken geltend, daß man im Laufe der Zeit den Mannheimern durch die Macht der Gewohnheit alltäglich und gleichgültig werden und daß der umgekehrte Fall auch dem Publikum gegenüber eintreten könne. „Beide Teile könnten dann am Ende höflich nebeneinander einschlafen“, meinte Iffland. Es wurden allerhand Vorschläge gemacht, wie das zu verhüten sei. Endlich fand man das richtige Mittel: nur die größte gegenseitige Aufrichtigkeit zwischen den Freunden konnte einer Erschlaffung entgegenwirken. Einer sollte dem andern offen sagen, ob er vorwärts geschritten, stehengeblieben oder gar zurückgegangen sei. Wohl hatten sie sich bisher im stillen beobachtet, sich auch manchmal ein Wort darüber gesagt; aber zu einer gründlichen und gewissenhaften Aussprache war es schon seit geraumer Zeit nicht mehr gekommen. Das sollte nun anders werden. Im Geiste wahrer Freundschaft saßen sie gegenseitig über ihre Fehler und Schwächen zu Gericht, und das Ergebnis war, daß der eine anfangs, mehr Manier als Natürlichkeit in sein Spiel zu legen; daß der Zustand des andern in Förmlichkeit oder Geziertheit auszuarten drohe, und der dritte sich mit flacher Wahrheit begnüge, welche sich der Gewöhnlichkeit nähere. Sie nannten sich sogar die Rollen, wo diese Mängel besonders hervorgetreten waren, und keinem fiel es ein, den Tadel krumm zu nehmen. Bei jeder neuen Rolle sollte es von nun an so zwischen den dreien gehalten werden. Ferner sollte, wenn sie zusammen auf

der Bühne standen, keiner das Interesse von dem Spiele des andern abzulenken suchen, was auch den übrigen Kunstgenossen gegenüber zu beobachten war, und bei leerem Hause sollte keiner seine Rolle lau nehmen oder gar fallen lassen, sondern im Gegenteil nur um so größere Mühe und Sorgfalt darauf verwenden. Dies und noch manches andere wurde von den dreien im Walde am Brunnen verabredet und in der Folge auch ehrlich und gewissenhaft eingehalten.

Ein schöneres Ideal für Gemeingefühl unter Künstlern als solch ein selbstloses, harmonisches Zusammenwirken läßt sich in der That nicht denken. Nur allzu häufig findet sich auf der Bühne der üble Brauch, daß sich jeder nur um sich selbst kümmert, am liebsten ganz allein auf der Scene stünde, sich über jede Wirkung, die sein Mitspieler erzielt, weidlich ärgert und jeden Tadel eines Kunstgenossen als einen frechen Übergriff betrachtet und brutal zurückweist. Unsere drei jungen Künstler dagegen betrachteten jeder sich nur als einen Teil des Ganzen; einer lauschte während des Spiels auf die Rede des andern und nahm, auch wo er stumm war, Anteil an der Handlung. Hier spielte sich ein Stück Wirklichkeit ab, nicht bloß eine eingelernte Komödie.

Die alten Stücke gewannen dadurch neues Leben, das lau gewordene Publikum erwachte wieder und freuete sich des neuen frischen Zuges, der auch die andern Künstler mit sich fortriß, ohne sie ahnen zu lassen, daß das Ganze das Werk einer zwischen den Freunden streng geheim gehaltenen Verabredung war.

Auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung entwickelte Ziffland eine fast fieberhafte Thätigkeit. Seinen schon genannten Erstlingswerken folgte binnen wenigen Jahren eine stattliche Reihe weiterer Schöpfungen, die mit größerem oder geringerem Beifall in Mannheim aufgeführt wurden und schnell den Weg auf die andern deutschen Bühnen fanden. Besonders riefen „Die Jäger“ große Sensation hervor, worin Ziffland als Oberförster eine seiner voll-

endetsten Leistungen bot, mit welcher er später überall, wo er diese Rolle spielte, den nachhaltigsten Eindruck hervorrief. Noch heute findet dieses Stück bei guter Darstellung ein dankbares Publikum, ebenso „Die Hagestolzen“.

Yffland ging als Theaterdichter weniger auf gewaltige Aufregung als auf Nührung und auf Erheiterung aus. Seine Schauspiele spiegelten die Zustände seiner Zeit wieder; sie bewegten sich zwar nur im stillen bürgerlichen, von den politischen Stürmen unberührten Familienleben, aber stets trugen sie, im ernstern wie im heitern Tone, das Gepräge der tiefsten psychologischen Wahrheit, und die Charaktere waren in fester Zeichnung dem Leben entnommen. Dabei kam dem Dichter die genaue Kenntnis der theatralischen Wirkung zu statten, obwohl er diese niemals mißbrauchte.

Yfflands Name als dramatischer Dichter hatte bereits einen so guten Klang, daß er von Wien den Auftrag erhielt, zu den Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Leopold 1790 ein historisch-patriotisches Festspiel zu schreiben. Infolgedessen entstand das Schauspiel „Friedrich von Österreich“, welches in Frankfurt zur Aufführung gelangte. Der Dichter selbst trat darin und in noch einigen andern Rollen auf und wurde persönlich vom Kaiser empfangen, der ihm viele freundliche Worte sagte.

Noch ehe Yffland nach Frankfurt gegangen war, hatte ihn Dalberg mitgeteilt, er habe durch eine durchreisende hochgestellte Persönlichkeit aus Wien erfahren, daß man dort mit der Absicht umgehe, Yffland für das kaiserliche Theater zu gewinnen. Allerdings hatte Yffland einige Zeit vorher einen Antrag nach Berlin erhalten, von Wien wußte er aber keine Silbe. Gleichwohl gingen die Mannheimer Verträge mit ihm und seinen Freunden Beck und Beil in Jahresfrist zu Ende. Dalberg mochte befürchten, in Frankfurt könne sich zu einem Abschluß mit Wien leicht Gelegenheit für den bedeutenden Künstler darbieten, der mit seinen

einunddreißig Jahren in einem Alter stand, wo der Wunsch sich regt, die Welt zu sehen. Der Intendant erinnerte ihn daher an das der Kurfürstin gegebene Versprechen, Mannheim bei ihren Lebzeiten nicht zu verlassen. Zffland fühlte sich in dem ruhigen Mannheim glücklich und zufrieden, seine Gage war auf vierzehnhundert Gulden gestiegen, und er hegte sogar im stillen den Wunsch, sich in der Nähe des Rheins eine kleine Besitzung zu erwerben. Offen und treuherzig antwortete er daher dem Freiherrn, daß er an eine Veränderung nicht denke und sein Versprechen ihm heilig sei. Er gab sogar sein Ehrenwort, in Frankfurt nicht das geringste zu einer Anknüpfung mit Wien unternehmen zu wollen. Auch Beck und Beil hoffe er zu fernerein Verbleiben in Mannheim zu überreden, obgleich diese durch kein Versprechen gebunden seien. Aber es sei billig, fügte er hinzu, daß nach dreizehnjähriger Dienstzeit seine und seiner Freunde Zukunft gesichert werde und daß für etwa eintretende Dienstunfähigkeit der Hof eine Pension bewillige, die er sonst ja sogar Ausländern gewährt habe.

Dalberg versprach, sich in diesem Sinne beim Kurfürsten verwenden zu wollen, und als er zur Krönungsfeier nach Frankfurt kam, zeigte er Zffland die Dekrete, worin diesem und seinen beiden Freunden auf Lebenszeit die Anstellung in Mannheim oder München gesichert war. Auch andere Mitglieder verdankten Zfflands offener Aussprache ähnliche Dekrete. Dalberg war hoch erfreut, daß seinen künstlerischen Bestrebungen die Mitwirkung einer so außerordentlichen Kraft wie Zffland auch für die Zukunft erhalten blieb, und gab ihm in zuvorkommendster Weise aus eigenen Mitteln einen Vorschuß, um ihm die Verwirklichung seines Wunsches nach einem kleinen Besitztum zu erleichtern.

Ein so glänzendes Blatt in der deutschen Theatergeschichte die Mannheimer Bühne unter Dalberg einnimmt, so würde man doch sehr irren, wollte man glauben, daß das Publikum das

richtige Verständnis dafür gehabt hätte. Im Gegenteil: Dalberg mußte gegen den Strom kämpfen. Jene großartigen Bühnenwerke, welche heutzutage den ehernen Bestand jedes bessern Theaterrepertoires bilden, fanden kein Verständnis, während Kogebuefsche und andere Stücke, die auf äußere Effekte berechnet waren und gegenwärtig verschollen sind, das Haus füllten und mit großem Beifall aufgenommen wurden.

Wie schon „Fiesco“, so war auch „Don Carlos“ den Mannheimern zu hoch. Sie konnten sich nicht in der verschlungenen Intrigue zurechtfinden, der Gedankenreichtum war, zumal in der jambischen Sprache, zu überwältigend. Der Erfolg blieb weit hinter den Erwartungen zurück. Goethes „Göz von Berlichingen“ gelangte zu einer Zeit zur Aufführung, wo er bereits eine Menge Nachahmungen gefunden hatte, von denen z. B. „Franz von Sickingen“ und „Agnes Bernauer“ den Mannheimern schon vorgeführt worden waren. Die Ritterspektakelstücke waren ihnen also nichts Neues, und den gewaltigen Unterschied zwischen diesen und dem Goetheschen Göz wußten sie nicht herauszufinden. In seinen nimmer rastenden Bemühungen, die Bühne durch wertvolle Stücke nach dem Schönen und Großen hinzulenken, hatte Dalberg sein Augenmerk auf Shakespeare gerichtet. „Hamlet“ und „Lear“ waren in Mannheim bereits einheimisch, im Laufe der Zeit führte er auch andere Dramen des unerreichten britischen Dichters vor.

„Julius Cäsar“, von Dalberg selbst nach der Wielandschen Übersetzung bearbeitet, hatte glänzenden Erfolg. Abgesehen von der vortrefflichen Darstellung, war aber auch auf die äußere Ausstattung großer Aufwand verwendet worden. In Kostümen und Dekorationen war die historische Treue nach Möglichkeit festgehalten. Das Kapitol war genau nach den vorhandenen Abbildungen wiedergegeben. Das Schlachtfeld im fünften Akte stellte ein Thal mit wild durcheinander geworfenen Felsenmassen dar.

In dem von Pechpfannen beleuchteten Hintergrunde ging es bergabwärts. Man hatte die Bühne durch Öffnung des hier angrenzenden Theatermagazins erweitert. Von da herauf kamen die zerstreuten Heerhaufen, der sterbende Cassius, Brutus mit andern Flüchtenden, und endlich unter Siegesgeschrei das römische Heer. Kurfürst Karl Theodor, welcher gerade in Mannheim war, sah sich die Vorstellung dreimal hintereinander an. Damit sollte jedoch das Interesse der Mannheimer an Shakespeare erschöpft sein. „Macbeth“ fand nicht Gnade vor ihnen, und als auch „Coriolan“ trotz ausgezeichnete Besetzung nicht gefiel, gab Dalberg seine Bemühungen, Shakespeare in allen seinen Hauptwerken auf der Mannheimer Bühne einzubürgern, entmutigt auf. In Hamburg hatte Schröder ganz ähnliche Erfahrungen machen müssen.

Allerdings fehlte es in Mannheim nicht an Männern von gediegenem Geschmack, welche das Dargebotene vollkommen zu würdigen wußten; aber der Einfluß einzelner war nicht ausreichend, um dem Publikum die Richtung vorschreiben zu können. Dieses letztere war eben das einer kleinen Residenz; die meisten der Theaterbesucher hatten ihre abonnierten Sitze, und es kam ihnen hauptsächlich darauf an, immer wieder etwas Neues zu sehen, beständig Abwechslung zu haben. In einem so engen, kleinstädtischen Verhältnis, wo alles sich gegenseitig kannte, spielten persönliche Beziehungen eine weitaus wichtigere Rolle als der Geist der vorgeführten Dichterwerke, und es bildeten sich Parteien bald für dieses, bald für jenes hervorragende Bühnenmitglied. Auch giebt es in jedem Publikum Besserwisser. Daß es an solchen in Mannheim nicht fehlte, spricht sich in folgenden Worten Iflands aus: „Es war niemand, von oben herab bis zur Köchin, der nicht bestimmt anzugeben wissen wollte, wie alles und jedes anders, richtiger und zur vollkommensten Zufriedenheit von jedermann besser würde geführt werden können, als von der Direktion geschah.“

Im Jahre 1790 wurde Deutschland von den zahlreichen Flüchtlingen überschwemmt, welche durch die Revolution aus Frankreich vertrieben worden waren. Auch durch Mannheim zogen viele dieser Heimatlosen, andere ließen sich dort oder in der nächsten Umgegend nieder. Die französischen Gäste waren fleißige Theaterbesucher, wo ihr lebhafter Charakter sich bald geltend machte; sie wußten sich schnell in die Vorgänge auf der Bühne zu versetzen und denselben ein feuriges Interesse abzugewinnen. Die Wärme dieser leicht entflammten Zuschauer theilte sich auch den einheimischen mit und wirkte anregend auf die Künstler ein, so daß die Vorstellungen an Lebendigkeit gewannen, welche sie ohne diesen Antrieb des Publikums nie erreicht hätten. Aber mit den sich immer bedenklicher gestaltenden politischen Ereignissen in Frankreich entbrannte auch in Mannheim der Kampf der Meinungen, der sich bis ins Theater fortpflanzte und die Eintracht störte. Jede Stelle, welche sich irgend auf die politische Lage deuten ließ, erregte bei dem einen Teil einen Sturm des Beifalls, während sie von dem andern mit Murren oder mit eisiger Kälte hingenommen ward. Die französischen Emigranten gaben sich ihren Gefühlen ungezügelt hin und gebärdeten sich, als wären sie hier die Herren, und der einheimische ruhige Bürger müsse ihren Ansichten in allen Punkten beipflichten.

Im Jahre 1791, unmittelbar nach der Gefangennahme Ludwigs XVI. in Varennes, wurde die Oper „Richard Löwenherz“ gegeben. Die Emigranten fanden eine Schicksalsähnlichkeit zwischen ihrem unglücklichen Herrscher und jenem englischen Könige heraus und gaben durch lautes Schluchzen, Umarmungen und Geschrei ihren lebhaftesten Empfindungen Ausdruck. Mit Versen beschriebene Blätter wurden auf die Bühne geworfen, und die Darsteller durften nicht eher weiter spielen, bis sie diese Ergüsse laut vorgelesen hatten. Als am Schlusse der Oper die Burg, in welcher Richard Löwenherz gefangen sitzt, gestürmt und dieser von seinem

treuen Diener Blondel befreit ward, sprangen die Franzosen auf die Bänke, riefen den Namen ihres Königs und übertönten mit ihrem Geschrei noch die kriegerischen Lärmereien auf der Bühne.

Nachdem der Vorhang gefallen war, riefen die Franzosen und auch viele Mannheimer mit großem Ungestüm das gesamte Personal heraus, welches in der Oper mitgewirkt hatte. Man mußte diesem stürmischen Verlangen nachgeben. Der Vorhang rollte wieder hinauf, die Gerufenen standen auf der Bühne; eine feierliche Stille trat ein. Nach hergebrachter Gewohnheit bei derartigen Kundgebungen erwartete das Publikum eine Rede. Es war ein kritischer Augenblick, diese Erwartung einer von den lebhaftesten Empfindungen bewegten Versammlung zu täuschen. Zffland, welcher seit kurzem die Stelle des Regisseurs bekleidete, fühlte dies. Er trat vor und sagte in französischer Sprache:

„Möge der König einen Blondel finden, der sein Leben rettet!“

Franzosen wie Deutsche stimmten jubelnd in diesen Wunsch ein und verließen befriedigt das Haus.

Seitdem war Zffland bei den Emigranten gut angeschrieben, was sie ihm in den Vorstellungen, in welchen er mitwirkte, durch erhöhten Beifall zu erkennen gaben. Trotzdem er mit ihnen in keinen näheren Umgang trat, gab es doch Leute genug, die ihn verdächtigten, er habe sich durch jene Ansprache bei ihnen in Gunst setzen und sich auf diesem Schleichwege theatralische Erfolge sichern wollen.

Manchen versteckten bitteren Vorwurf bekam er zu hören, und leider wurde auch sein Freund Beil auf die Seite dieser Gegner gezogen. Zffland rechtfertigte sich mit offenen, herzlichen Worten, und reumütig, ihn so verkannt zu haben, sank Beil ihm in die Arme. Einige Zeitlang herrschte zwischen beiden wieder das alte gute Einvernehmen; dann aber schlug Beil, von andern verhetzt, sich wieder auf die feindliche Seite, besonders als Zffland von Wien aus den kaiserlichen Auftrag erhielt, ein Stück zu schreiben, welches sich gegen die Staatsumwälzungen richtete, insofgedessen

das Schauspiel: „Die Kofarden“ entstand. Bei den Anhängern der Revolution brachte ihn dies vollends in Verruf. Er konnte niemand mehr grüßen, mit niemand mehr reden, ohne sich Mißdeutungen auszusetzen, und zog sich daher möglichst zurück. Seiner feineren Empfindung waren die Schreckensthaten der Revolution ein Greuel; er hielt mit Leib und Seele zur Monarchie, in welcher er das Ideal der Regierungsformen erkannte, wenn er auch gegen deren Schattenseiten und gegen die Schwächen und Fehler der Fürsten keineswegs blind war. Diejenigen, die seiner Denkungsart selbstfüchtige Beweggründe und unlautere Berechnung unterhoben, thaten ihm schweres Unrecht. Er hielt an seiner politischen Überzeugung fest, nicht nur jetzt, wo sie bei den Anhängern des Königtums ein sympathisches Echo fand, sondern er bewährte sich auch später unter den schwierigsten Verhältnissen in seiner Berliner Stellung, wo er sich durch seine Königstreue unmittelbarer persönlicher Gefahr aussetzte. Doch hat ihn seine politische Gesinnung nie verhindert, in seinen Schauspielen den Mißbrauch königlicher Gewalten durch gewissenlose Beamte schonungslos zu geißeln, und dem Laster die Maske vom Gesicht zu reißen; gleichviel, ob er es auf den Höhen oder in den Tiefen der Gesellschaft antraf.

Mit vollem Rechte konnte er später im Hinblick auf die damaligen Mannheimer Verhältnisse sagen: „Sowohl meine früheren Schauspiele als die, welche nachher geschrieben worden sind, können mich, glaub' ich, von dem Verdachte freisprechen, als sei ich zu zahm, für die gute Sache der Menschheit die Wahrheit zu sagen. Ich habe mich bemüht, diese nach meinen Kräften zu verbreiten, und nie habe ich dabei irgend einer Klasse gefrönt, sie gelte für die erste oder für die dritte. Aber eine Staatsverfassung zu untergraben, dafür habe ich nie arbeiten wollen.“

